

Frans Timmermans

Minister für auswärtige Angelegenheiten
Königreich der Niederlande

Herzlichen Dank für diese sehr freundlichen Worte,
herzlichen Dank auch für die Einladung, dass ich hier heute sprechen darf.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, es war eine Freude zuzuhören,
was hier schon gesagt worden ist. Wir sind uns sehr ähnlich, die gleichen
Probleme spielen auch in den Niederlanden eine Rolle.

Ich muss sagen – ich komme aus den Niederlanden, wir heißen Niederlande,
weil es bei uns natürlich flach ist und hier stehe ich auf einem Berg in Nie-
derösterreich, das muss man mir einmal erklären, aber der Alfred ist, glaube
ich, dazu imstande, der kann alles erklären.

Ich bedanke mich auch ganz herzlich bei meinem Kollegen Kurz; Sebastian
ist neu als Außenminister in unseren Kreisen, hat sich aber schon ganz, ganz
bewiesen im Rat, in der EU schon, aber auch als Vorsitzender des Europa-
rats, und in dieser schwierigen Zeit spielt Sebastian, spielt Österreich tatsäch-
lich, Alfred, eine führende Rolle mit diesen Fragen, die zu tun haben mit
Frieden, mit Uneinigkeiten innerhalb Europas.

Ich glaube, das hat viel damit zu tun, dass ... – mein Vater hat hier in den
Siebzigerjahren gearbeitet in Wien, da war ich hier sehr oft und auch ziem-
lich lange, da war Wien für mich eine graue Provinzstadt, Grenzstadt, jetzt
– heute – ist Wien eine sehr farbenreiche europäische Metropole im Herzen
Europas, das ist es auch, was Europa für uns alle geschafft hat, das ist auch,
was das Ende der Teilung Europas für uns alle bedeutet, insbesondere für
Österreich.

Die Wiener, die Österreicher wissen, was es bedeuten würde, wenn es eine
neue Teilung Europas geben würde, und wir müssen alle dafür kämpfen,
dass uns das nicht passiert. Das ist unsere Aufgabe für unsere Generation,
aber insbesondere für unsere Kinder und Enkelkinder, meine Damen und
Herren.

Am 25. Mai gibt es hier Wahlen bei uns. Heinrich Heine hat einmal gesagt: „Wenn die Welt untergeht, ziehe ich nach Holland, denn dort geschieht alles 50 Jahre später.“ Aber bei der Europawahl sind wir schneller, wir wählen am Donnerstag schon, hier erst am Sonntag!

Zwei Tage nach der Wahl ist es 75 Jahre her, dass ein großer Österreicher, einer meiner Lieblingsschriftsteller gestorben ist, Joseph Roth. Joseph Roth hat einen sehr langsamen Selbstmord mit Alkohol begangen. Er hat das gemacht, weil er zweimal in seinem Leben seine Heimat verloren hat. Nach dem Ersten Weltkrieg, er ist in Österreich geboren, aber sein Heimatland war Polen, und nach dem Anschluss, als er Österreich wieder verloren hat.

Joseph Roth ist ein großer Europäer, weil er gespürt hat, welche Tragödie auf Europa zukommt. Er ist glaubwürdiger als diejenigen, die nach dem Krieg geschrieben haben, denn nach dem Krieg wussten wir alle, was geschehen war. Er wusste es schon vorher. Es sind Schriftsteller und Künstler wie Joseph Roth, die es verdienen, immer wieder aufs Neue gelesen zu werden. Meinen Kindern habe ich auch immer gesagt, ihr müsst Joseph Roth lesen, und ich hoffe, dass auch jeder Österreicher sich bewusst ist, dass Österreich solche wunderbaren Söhne hat.

Das Fundament der europäischen Zusammenarbeit ist unsere Schicksalsverbundenheit. Indem wir uns als europäische Länder aneinander binden, vermeiden wir große Konflikte und stehen in der Welt stärker da. Dieser Grundsatz wird jetzt von politischen Parteien zur Diskussion gestellt, politische Parteien, die man nationalistisch nennt. Nationalisten glauben an einen Alleingang. Sie misstrauen der Zusammenarbeit auf der Basis von Schicksalsverbundenheit, weil eine solche Zusammenarbeit unweigerlich zur Folge hat, dass man über bestimmte Fragen gemeinsam entscheidet und nicht mehr alleine.

Es ist wichtig, zunächst die Begriffe zu klären, damit wir wissen, worüber wir reden. Die meisten Menschen – fast alle Menschen – lieben ihr Land, daran ist nichts auszusetzen. Und es ist die Aufgabe der Regierung, die nationalen Interessen wahrzunehmen, dafür sind wir ja da als Außenminister. Die Wahrung unserer Identität ist ein hohes Gut, denn sie fördert das Zusam-

mengehörigkeitsgefühl und ist Ausdruck einer Schicksalsgemeinschaft. Wer stolz auf sein Land ist, ist noch kein Nationalist.

Eine Gemeinsamkeit mit früher, mit früheren Nationalisten, worüber Joseph Roth geschrieben hat, besteht aber darin, dass auch die Neonationalisten einer Illusion nachjagen: der Illusion einer glanzvollen Vergangenheit, nationaler Souveränität als Basis für eine ebenso glanzvolle Zukunft. Man zeichnet zum Beispiel für die Niederlande das Bild eines Landes, das es in Wirklichkeit nie gegeben hat, und das ist dann eine Schablone für ein Land, das es natürlich nie geben wird.

Wir dürfen uns nicht durch solche falschen Gegensätze beirren lassen. Es geht nicht um alles oder nichts: entweder eine europäische Föderation oder der isolierte Nationalstaat. Die Wirklichkeit lässt sich nicht auf Schlagworte reduzieren. Die Gegenüberstellung von Föderation und Nationalstaat ist irreführend. Die EU ist nicht die USA, aber sie ist auch mehr als eine lose Ansammlung von Nationalstaaten. Vielmehr geht es um die ständige Suche nach der optimalen Balance zwischen Bundesstaat und Staatenbund.

Wir leben auf einem kleinen Kontinent mit einer enormen Vielfalt. Wir müssen einen Weg finden, unserer Verschiedenheit gerecht zu werden, ohne dass dies auf Kosten des Friedens oder des Wohlstandes eines oder mehrerer Länder geht.

Die Geschichte lehrt, dass das nicht immer leicht ist. Seit den Napoleonischen Kriegen und auch schon lange davor, hat Europa auf verschiedene Weise versucht, ein prekäres Machtgleichgewicht zu sichern oder neu auszutariieren, meist mit den Mitteln des Krieges.

Im 19. Jahrhundert stützte sich dieses geopolitische Spiel auf die Souveränität der Staaten. Die Länder versuchten, sich mit diplomatischen Manövern und strategischen Bündnissen gegenseitig in Schach zu halten. Die europäische Geschichte gleicht einer Jahrhunderte dauernden Folge von Game of Thrones (kennen Sie wahrscheinlich auch hier in Österreich): Völker und Nationen im Streben nach Vorherrschaft, in sich fortwährend ändernden

Machtverhältnissen, mit ständig wachsender Kriegsgewalt als Instrument zur Herbeiführung neuer Gleichgewichte.

Die Europäische Union hat dieses jahrhundertlange Streben nach Vorherrschaft beendet. Dies bildet den Kern der europäischen Zusammenarbeit: Kein einziges Land kann mehr die Vorherrschaft haben – jedes Land muss Zugeständnisse machen. Die Struktur der Union ist so angelegt, dass auch die großen Länder sich nach dem gemeinsamen Willen aller Mitgliedstaaten richten müssen. Es handelt sich um eine Form von Schicksalsverbundenheit und Selbstbescheidung, um einen Appell an unsere Vernunft und unsere Fähigkeit, uns in den Standpunkt anderer hineinzudenken.

Es ist von unschätzbarem Wert, dass Länder wie Deutschland und Frankreich bereit sind, diese auf verbindlichen Verträgen basierende Schicksalsverbundenheit dauerhaft zu respektieren, auch wenn sie dafür gelegentlich Abstriche machen müssen zugunsten von Ländern, die kleiner sind und weniger Macht haben als sie, sie haben das immer gemacht und machen das weiterhin.

Unsere Schicksalsverbundenheit impliziert also, dass kein Land sich immer durchsetzen kann. Manchmal müssen wir nachgeben und Mehrheitsentscheidungen akzeptieren, die nicht in unserem unmittelbaren Interesse sind. Dies gilt es ehrlich auszusprechen. Es ist nicht alles gut, was aus Brüssel kommt, aber auch nicht alles schlecht.

Wir dürfen aber nicht vergessen, dass dieser Prozess des Gebens und Nehmens die europäischen Länder in der Europäischen Union zusammengeführt hat. Dies hat sich als durchschlagender Erfolg erwiesen für den Frieden, für die politische Stabilität der Mitgliedstaaten, für die Position Europas im Spiel der Weltmächte, für das Wirtschaftswachstum und für die Entwicklung des Sozialstaats.

Die Union war der Motor der Demokratisierung in Ländern, die ihr noch nicht angehörten oder bis heute noch nicht angehören. Von ihr ging die Kraft aus, Länder hinter dem Eisernen Vorhang auf den Weg zu einer nachhaltigen Demokratisierung zu führen; in ganz Europa Frieden, Sicherheit und Demo-

kratie zu garantieren; in Europa die universellen Werte wie die Gleichberechtigung aller Menschen, die Meinungsfreiheit und Existenzsicherheit fest zu verankern.

Die heutige Position der Ukraine zwischen Europa und Russland war über Jahrhunderte die Position Polens. Die polnischen Grenzen sind in der Geschichte oft verschoben worden. Mal war Polen unabhängig, dann wieder wurde es dem russischen Reich einverleibt oder in Kriegen überrannt. Das ist heute undenkbar: Polen ist fest in die Europäische Union eingebettet und liegt im Herzen Europas. Das Land verdankt seine Stabilität auch der Kraft, die von der EU ausgeht. Das alte Tauziehen um Polen zwischen Deutschland auf der einen und Russland auf der anderen Seite ist Vergangenheit. Wenn wir die Situation Polens mit der der Ukraine vergleichen, verstehen wir das Paradox, dass Polen gerade deshalb Mitglied der EU ist, weil es dadurch sichere, unverrückbare Grenzen hat. Auch das ist die Stärke der Europäischen Union. Die Souveränität Polens ist erst jetzt, seit vielen, vielen Jahrhunderten gesichert dank der Integration in der Europäischen Union. Es gibt keinen Gegensatz.

Die EU verdient unsere Unterstützung, auch in einer Zeit, in der wir meinen, es allein zu schaffen. Der Lackmустest für die Zusammenarbeit ist die Frage, ob es uns gelingt, in unserem Engagement auch dann nicht nachzulassen, wenn der Krieg weit weg oder gar unmöglich scheint. Denn wer kann sich heute noch vorstellen, dass Europäer jemals wieder gegeneinander kämpfen werden?

Es wäre übertrieben anzunehmen, dass ein Europa ohne Europäische Union im Krieg versinken würde, aber es wäre auch naiv zu denken, dass es besser wäre, wenn jeder seinen eigenen Weg ginge. Einige Historiker nennen 1913, den Vorabend des Ersten Weltkriegs, das kosmopolitischste, das meist kosmopolitische Jahr des 20. Jahrhunderts, und das gilt insbesondere auch für Wien. Auch damals konnte man frei reisen, und man tat es auch ausgiebig. Europa war optimistisch: Neue technische Entwicklungen folgten in raschem Tempo aufeinander. Europa war in jenen Jahren wahrlich ein taumelnder Kontinent mit relativ viel Wohlstand und technischem Fortschritt.

Wenn die Geschichte uns etwas lehrt, dann, dass es keine Sicherheiten gibt. Weder der Krieg noch der Frieden noch der Wohlstand ist sicher. Wir dürfen uns auch nicht einlullen lassen von denen, die sagen, dass die Welt besser ist, wenn jeder seinen eigenen Weg verfolgt. Es geht um einen Mittelweg zwischen Übertreibung und Naivität, zwischen Angst und Übermut: Menschen bleiben Menschen, und wir wissen von uns selbst nur zu gut, dass wir manchmal unberechenbare, launenhafte Wesen sind. Wie sagt man das auch in Wien, als ein Kaiser zu Grabe getragen wurde: „Hier kommt ein einfacher Sünder.“ Ich glaube, das sind wir alle!

Wir müssen aber die Herausforderungen der Kritiker ernst nehmen. Wir müssen auch, wo es gerechtfertigt ist, den Handschuh aufnehmen.

Wir müssen der Tatsache ins Auge blicken, dass unser Schicksal infolge der Globalisierung untrennbar mit dem Schicksal von 500 Millionen weiteren Europäern verbunden ist. Einige davon ähneln uns und stehen uns nah, während viele sich mehr oder weniger stark von uns unterscheiden. Die Zusammenarbeit verläuft nicht immer reibungslos und kann auch mal ins Stocken geraten oder auf der Stelle treten. Es ist nicht leicht und schon gar nicht angenehm, sich klarzumachen, dass wir Europäer inzwischen alle in einem Boot sitzen, denn, wie abhängig möchte man sein von jemandem, den man nicht kennt, dessen Vertrauen man noch nicht gewonnen hat und dem man selbst noch nicht richtig vertraut?

Und doch ist das genau die Lage, in der wir uns als Europäer heute befinden, gerade nach der Finanzkrise und in dieser schwierigen Phase der Wirtschaftskrise. In unserem gemeinsamen europäischen Boot sind wir stärker voneinander abhängig als uns lieb ist. Dass einige in dieser Situation intuitiv den Drang verspüren, mit dem Rettungsring aus dem Boot zu springen, ist nicht verwunderlich. Aber Isolation ist kein Rettungsring – sie ist eine Fata Morgana. In dieser Zeit der Globalisierung und der großen Veränderungen in der Welt brauchen wir Mitstreiter und Verbündete, keine Gegner.

Die Länder der Europäischen Union haben das Recht des Stärkeren gegen die Stärke des Rechts eingetauscht. Sie haben sich dazu verpflichtet, vertraglich festgelegte Vereinbarungen einzuhalten, auch wenn dadurch mitunter Ent-

scheidungen getroffen werden, von denen einige Mitgliedstaaten stärker profitieren als andere, das gehört zu unserem Europa.

Unsere Zusammenarbeit mit den europäischen Partnern hat Tradition, sie hat es uns stets ermöglicht, trotz unserer geringen geografischen Größe als Holländer, unseren Einfluss geltend zu machen. Dank der Europäischen Union haben die niederländischen Werte einen starken Stand. Wir können uns als Land dafür entscheiden, uns völlig loszulösen vom Rest der Welt, aber wir als Regierung, als niederländische Regierung möchten lieber Einfluss behalten. Nur so ist es möglich, wirklich mitzureden in der Welt.

Souveränität kann man nicht messen wie den Wasserstand der Donau. Man kann nicht sagen: „Österreich ist immer noch souverän, denn der Souveränitätspegel zeigt einen normalen Wert.“ Souveränität ist ein Papiertiger – in dieser Welt dreht sich alles um Einfluss. Der britische Politiker Michael Heseltine hat einmal gesagt: „In der Wüste ist der Einzelne souverän, aber auch verloren.“

Das bedeutet aber nicht, dass die EU einen Freibrief erhält, Macht an sich zu ziehen. Die Europäische Union muss bescheiden sein, die Europäische Union ist heute viel zu groß in Kleinigkeiten und viel zu klein bei den großen Fragen. Das müssen wir ändern und darum dreht sich auch diese Wahl.

Die EU bezieht ihr Existenzrecht von den Mitgliedstaaten und deren demokratischen Institutionen. Sie täte gut daran, diese demokratischen Institutionen, Regierungen und Parlamente insbesondere stärker in die Brüsseler Entscheidungsprozesse einzubeziehen, und die Institutionen haben ihrerseits die Pflicht und Schuldigkeit, die von ihnen selbst allzu sehr vernachlässigten Instrumente zur Einflussnahme in Brüssel viel besser zu nutzen.

Ich weiß nicht wie das hier ist, unser Parlament kann da wirklich noch mehr machen als sie heute tun. Unsere nationalen Parlamente stimmen sich zu wenig ab, wenn es darum geht, im Rahmen der Beurteilung europäischer Gesetzgebungsvorhaben die gelbe oder orange Karte zu ziehen. Das muss und kann viel besser werden.

Die Vorstellung, dass Demokratie nur im Nationalstaat möglich sei, ist falsch. Das Europäische Parlament wird direkt gewählt, und der Europäische Rat, in dem die nationalen Regierungen vertreten sind, wacht über das Gleichgewicht zwischen Brüssel und den Mitgliedstaaten. Ich verstehe, dass es für Bürgerinnen und Bürger interessant ist, dass wir jetzt eine Diskussion über Spitzenkandidaten haben, wir müssen aber aufpassen, dass diese Diskussion nicht verschleiert, dass es um ein Parlament geht, das sehr mächtig ist.

In Holland wissen die meisten Leute gar nicht wie mächtig das Europäische Parlament ist, weil es so unsichtbar ist, und wir haben uns als Politiker – ich war auch im Konvent tätig – gewaltig geirrt, indem wir gedacht haben, gib dem Europäischen Parlament mehr Macht, dann wird es auch bekannter werden. Das hat sich nicht so realisiert. Da müssen wir die nationalen politischen Organe, die Parlamente, viel mehr einbeziehen, denn auch der österreichische Wähler oder die Wählerin weiß wie das österreichische Parlament funktioniert, kennt auch die österreichischen Politiker, hat aber großen Abstand zu dem Europäischen Parlament und daher ist es auch ein Auftrag des nationalen Parlaments hilfreich zu sein, damit die Leute auch verstehen wie mächtig und wichtig das Europäische Parlament ist.

Die Frage, die ich in den letzten 20 Jahren am meisten bekommen habe, ist, bist du eigentlich Niederländer oder Europäer? Es ist keine unschuldige Frage, denn wenn man sagt, ich bin Europäer, dann ist die Reaktion, aha, du bist ein Verräter, aber, wenn man sagt, ich bin Niederländer, dann sagt man, aha – Nationalist. Es gibt keinen Widerspruch, man kann erst Europäer sein als man vorher Niederländer oder Österreicher ist, und ich kann kein Niederländer sein, wenn ich kein Limburger bin und wenn ich nicht in Maastricht geboren wäre. Diese Sachen können wir nicht auseinanderziehen, aber ich befürchte, dass das die Nationalisten tagtäglich machen.

Europäisch zu sein, bedeutet, sich seiner Identität, Kultur und Tradition bewusst zu sein, aber eben auch der gemeinsamen Verantwortung, die einen als Bürger eines Mitgliedstaats mit seinen Miteuropäern verbindet. Ich glaube nicht, dass Europa und Heimatgefühl im Widerspruch zueinander stehen, für mich persönlich wirklich nicht, weil ich meine Stadt, meine Provinz, mein Land liebe, bin ich Europäer.

In einer globalisierten Welt sind wir gemeinsam stärker. Europa ist und bleibt unser gemeinsames Schicksal. Es verfügt über ein einzigartiges Sozialmodell mit einem Versorgungsstaat, einem hohen Maß an sozialer Mobilität und einer ausgewogenen Wohlstandsverteilung. Es ist nicht ausgemacht, dass dieses Erbe das kommende Jahrhundert überdauert.

Die Skepsis gegenüber der europäischen Zusammenarbeit ist zu einem Gutteil das Ergebnis der raschen Abfolge von Veränderungen, die große Verunsicherung ausgelöst haben. Erst vor zehn Jahren hatte die EU die umfassendste Erweiterung ihrer Geschichte zu verkraften. Nach dem Fall der Mauer war dies ein historischer und unter allen erdenklichen Gesichtspunkten wesentlicher und notwendiger Schritt, aber für viele Bürgerinnen und Bürger in den alten Mitgliedsstaaten oft schwer zu verkraften.

Die heutige Debatte über die Zukunft der EU, die auch in meinem Land und in anderen europäischen Ländern ausgebrochen ist, sollten wir nicht als Bedrohung sehen, sondern vielmehr als Aufforderung, die Errungenschaften der Vergangenheit den Erfordernissen der heutigen Zeit anzupassen. Ich bin optimistisch – optimistisch, was die Fähigkeit Europas betrifft, sich neu auszurichten, und optimistisch, dass wir die Union so reformieren können, dass sie schlank und effizient zu unser aller Wohl ihre Funktion erfüllt.

Wir stehen vor der komplizierten, aber zugleich noblen Aufgabe, das Potenzial der europäischen Zusammenarbeit zu mobilisieren, um so gestärkt aus der Krise hervorzugehen.

Die Verträge brauchen hierzu nicht neu geschrieben zu werden. Vielmehr sollten der Europäische Rat, das Europäische Parlament und die Europäische Kommission schon bald nach den Wahlen im Mai eine politische Vereinbarung darüber treffen, auf welche vier oder fünf Prioritäten sich die EU in den kommenden fünf Jahren konzentrieren und in welchen Bereichen sie auf Aktivitäten verzichten und diese den Mitgliedstaaten überlassen will.

Aus Sicht der niederländischen Regierung sollten diese fünf Jahre ganz im Zeichen der Konzentration auf die Hauptaufgaben, des Abstoßens von Unwichtigem und der gründlichen Verarbeitung der tiefgreifenden Veränderun-

gen stehen, die sich in der EU vollzogen haben. Mehr Effizienz, mehr Bescheidenheit, Abkehr von der Argumentationswelt der virtuellen Brüsseler Wirklichkeit, statt dessen mehr konkrete Ergebnisse, nur wenn das gelingt, haben wir eine Chance, unseren Souverän – die europäischen Bürger und Bürgerinnen – davon zu überzeugen, dass es sich weiterhin lohnt, in unsere Schicksalsverbundenheit zu investieren.

Europa ist in diesem Bereich für uns wichtig, Österreich ist in diesem Bereich eine führende Nation in Europa. „Pax“ wiederhole auch ich, und natürlich „Austria felix“.

Danke schön!